



Dies ist eine Leseprobe der Hobbit Presse. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.hobbitpresse.de

Michael J. Sullivan

DER
ANSCHLAG AUF
DULGATH

DIE RIYRIA-CHRONIKEN 3

Aus dem Amerikanischen von
Wolfram Ströle

Klett-Cotta

Hobbit Presse

www.hobbitpresse.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »The Death of Dulgath«
im Verlag RIYRIA ENTERPRISES

© 2015 by Michael J. Sullivan

Für die deutsche Ausgabe

© 2021 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Cover: Birgit Gitschier, Augsburg

unter Verwendung einer Illustration von © Larry Rostant

Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde

Gedruckt und gebunden von CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-98215-2

E-Book ISBN 978-3-608-11684-7

*Für 1876 großzügige Sponsoren
und eine unermüdliche Helferin.
Ohne euch hätte ich es nicht geschafft.*

Inhalt

1	
Das neue Schild	11
2	
Der Maler	33
3	
Maranon	45
4	
Jenseits des Meeres	65
5	
Burg Dulgath	77
6	
Herberge und Schlafgemach	91
7	
Eine Partie Zehn Finger	115
8	
Im Auge des Sturms	125
9	
Der Diebstahl der Schwerter	143
10	
Der Geist im Hof	173
11	
Breckenmoor	189
12	
Gräfin Dulgath	203

13	
Fawkes und Komplizen	221
14	
Die Nachricht	241
15	
Das Gemälde	259
16	
Die Straße nach Süden	271
17	
Shervin Gerami	293
18	
Gebrochene Knochen	313
19	
Ein Spektakel	329
20	
Der Attentäter	339
21	
Das Unwetter	357
22	
Lange Rede, kurzer Sinn	373
23	
Unter dem Kloster	387
24	
Das Bedürfnis zu töten	401
25	
Fünf lebenswichtige Dinge	413
<i>Glossar der Namen, Orte und Begriffe</i>	437
<i>Nachbemerkung des Autors</i>	443

1

Das neue Schild

Wenn jemand Royce Melborn in diesem Moment gefragt hätte, was er am meisten hasste, hätte er gesagt: *Hunde!* Hunde und Zwerge führten seine Liste an, beide gleichermaßen verhasste Wesen, weil sie so viel gemeinsam hatten – sie waren gedrun-gen, bösertig und unentschuldbar haarig. Dass Royce' Ableh-nung über die Jahre noch gewachsen war, hatte in beiden Fäl-len denselben Grund: Hunde wie Zwerge hatten großes Leid über ihn gebracht.

An diesem Abend war es ein Hund.

Zuerst hielt er die behaarte Kreatur auf der Matratze der Schlafkammer im zweiten Stock für ein Nagetier. Das dunkle Etwas mit dem geringelten Schwanz und der platten Nase war so klein, dass es sich um eine große Kanalratte handeln konnte. Er überlegte gerade, wie eine Ratte in ein so vornehmes Haus wie Gut Hemley gelangt war, da stand das Tier auf. Die beiden starrten einander an, Royce in seinem Kapuzenmantel das Ta-gebuch in der Hand und die Promenadenmischung auf ihren kleinen Beinchen. Eine Schrecksekunde genügte Royce, seinen Fehler zu erkennen. Er zog eine Grimasse, weil er wusste, was als Nächstes kommen würde, was *immer* als Nächstes kam, und der kleine Köter enttäuschte ihn nicht.

Er begann zu bellen. Kein ehrbares Knurren oder tiefkehliges Lautgeben, sondern ein ohrenbetäubend schrilles Kläffen.

Ganz klar keine Ratte. Warum konntest du keine Ratte sein? Mit denen habe ich keine Probleme.

Royce griff nach seinem Dolch, aber der Rattenhund sprang weg, und man hörte das Klicken seiner kleinen Nägel auf den Dielen. Royce hoffte, er würde nach draußen Reißaus nehmen. Denn selbst wenn das kleine Monster sein Herrchen weckte, konnte es ihm doch nicht melden, dass ein mit einer Kapuze verhüllter Fremder in Frau von Martels Boudoir eingedrungen war. Aus seinem friedlichen Schlummer gerissen, warf das Herrchen womöglich etwas nach ihm, um es zum Schweigen zu bringen. Aber das kleine Monster war eben ein Hund, und Hunde taten wie Zwerge nie das, was Royce wollte. Stattdessen blieb das Tier mit dem rübenförmigen Kopf in sicherer Entfernung stehen und jaulte und kläffte zum Steinerweichen.

Wie kann ein so kleines Tier einen solchen Krach machen?

Marmor und Mahagoni warfen den Lärm zurück und verstärkten ihn zu einem alarmierenden Geheul.

Royce tat das Einzige, was ihm übrig blieb: Er sprang aus dem Fenster. Es war nicht der geplante Abgang, nicht einmal die dritte Wahl, aber die Pappel war in Sprungweite. Er bekam einen dicken Ast zu fassen, der zu seiner Erleichterung nicht unter seinem Gewicht brach. Allerdings erzitterte der Baum und raschelte laut durch den stillen, dunklen Hof. Als Royce mit den Füßen auf dem Boden landete, bekam er deshalb wenig überraschend Folgendes zu hören:

»Keine Bewegung!« Die heisere Stimme passte perfekt zu dem Befehl.

Royce erstarrte. Der Mann, der auf ihn zutrat, hielt eine Armbrust. Sie war geladen und gespannt und zielte auf seine Brust. Leider wirkte der Wächter sehr kompetent, sogar an seiner Uniform war nichts auszusetzen. Sämtliche Knöpfe wa-

ren dran und blitzten im Mondlicht. Die Falten waren messerscharf. Offenbar ein Streber oder noch schlimmer – ein Profisoldat, zum Wachdienst degradiert.

»Hände hoch, wo ich sie sehen kann.«

Er weiß, was er tut.

Hinter dem ersten Wächter erschien mit schweren Schritten und klirrenden Gurten und Ketten ein zweiter. Er war größer als der erste, aber weniger gut gekleidet. Die Ärmel seines Mantels waren zu kurz. Ein fehlender Knopf verdarb die Symmetrie der Doppelreihe von Messingknöpfen, und ein dunkler Fleck verunzierte den Kragen. Anders als der erste Wächter trug er auch keine Armbrust. Stattdessen war er mit drei Schwertern bewaffnet: einem kurzen an der linken Hüfte, einem etwas längeren an der rechten und einem gewaltigen Zweihänder auf dem Rücken. Die Wächter von Gut Hemley besaßen keine solchen Waffen, aber der Mann, der Royce gestellt hatte, sah sich nicht um, als der zweite Mann hinter ihn trat.

Der Neuankömmling zog das kürzeste seiner Schwerter, richtete es aber nicht auf Royce, sondern hielt es mit der Spitze an den Nacken des Wächters. »Armbrust runter«, sagte er.

Der Mann zögerte nur ganz kurz, dann ließ er die Armbrust fallen. Der Aufprall löste den Abzug aus, und der Bolzen flog zischend durch das Gras des gepflegten Rasens. Hinter ihnen kläffte immer noch der Rattenhund, doch wurde der Lärm durch die Mauern des Hauses gedämpft. Jetzt, wo sein Partner Hadrian die Lage im Griff hatte, steckte Royce das Tagebuch in seinen Gürtel und blickte zum Herrenhaus. Kein Licht. Adlige hatten einen gesunden Schlaf.

Er wandte sich Hadrian zu, der dem penibel gekleideten Wächter immer noch das Schwert an den Hals hielt. »Töte ihn und lass uns gehen.«

Der Wächter erstarrte.

»Nein«, erwiderte Hadrian so empört, wie Royce es auf die Aufforderung erwartet hätte, eine gute Flasche Wein wegzuschütten.

Er seufzte. »Nicht schon wieder. Warum müssen wir immer darüber streiten?«

Der seiner Armbrust beraubte Wächter hatte in Erwartung des Schwerthiebs, der sein Leben beenden würde, die Schultern hochgezogen und die Fäuste geballt. »Bitte, ich schlage auch nicht Alarm.«

Royce hatte diesen Blick schon oft gesehen und fand, dass der Mann sich tapfer schlug. Kein Winseln, kein Schreien, kein Betteln. Er hasste es, wenn seine Opfer wimmernd auf die Knie fielen, obwohl es so zugebenermaßen leichter war, sie zu töten. »Mund halten!«, befahl er und sah Hadrian wütend an. »Töte ihn und lass uns gehen. Wir haben keine Zeit zum Streiten.«

»Er hat die Armbrust fallen lassen«, erwiderte Hadrian. »Wir brauchen ihn nicht mehr zu töten.«

Royce schüttelte den Kopf. Da war das Wort wieder – *brauchen*. Hadrian verwendete es oft, als bedürfte es einer Rechtfertigung fürs Töten. »Er hat mich gesehen.«

»Und? Du bist ein Mann mit einer schwarzen Kapuze. Davon gibt es Hunderte.«

»Darf ich was sagen?«, fragte der Wächter.

»Nein«, sagte Royce barsch.

»Ja«, sagte Hadrian.

»Ich habe eine Frau.« Seine Stimme zitterte.

»Er hat eine Frau.« Hadrian nickte mitfühlend, während er zugleich das Schwert weiter an seinen Hals drückte.

»Und auch Kinder – drei.«

»Beim Bart Maribors, er hat *drei* Kinder«, sagte Hadrian, als sei die Sache damit entschieden, und senkte sein Schwert.

Der Wächter atmete aus. Irgendwie gingen er und Hadrian beide davon aus, die Fähigkeit, sich fortzupflanzen, sei in dieser Situation von Belang. Sie war es nicht.

»Und ich habe ein Pferd«, erklärte Royce mit derselben Überzeugung. »Auf dem ich wegreiten werde, sobald du diesen Wicht getötet hast. Zieh es nicht in die Länge. *Du* bist grausam, nicht ich. Bring es hinter dich.«

»Ich werde ihn nicht töten.«

Der Wächter riss hoffnungsvoll die Augen auf, und seine Mundwinkel verzogen sich zu einem kaum merklichen Lächeln der Erleichterung. Er sah Royce an, auf ein Zeichen wartend, dass er den nächsten Morgen tatsächlich erleben würde.

Royce hörte eine Tür aufgehen. Jemand rief: »Ralph?«, und im Haus ging Licht an. Hinter sieben Fenstern auf vier Stockwerken leuchteten Kerzen.

Vielleicht hat es nur so lange gebraucht, sie anzuzünden.

»Hier!«, rief Ralph zurück. »Diebe! Hol Hilfe!«

Nein, natürlich würde er keinen Alarm schlagen!

Das reichte. Royce griff nach seinem Dolch.

Doch bevor er ihn ziehen konnte, schlug Hadrian Ralph mit dem Schwertknauf nieder. Ralph fiel ins Gras neben die abgeschossene Armbrust. Ob Hadrian ihn geschlagen hatte, weil er gerufen hatte oder weil Royce seinen Dolch hatte ziehen wollen, war unmöglich zu entscheiden. Ersteres wäre Royce lieber gewesen, er vermutete aber Letzteres.

»Verschwinden wir«, sagte Hadrian. Er stieg über Ralph und zog Royce am Arm mit sich.

Ich habe nicht getrödelt, dachte Royce, er wollte aber nicht schon wieder streiten. Wo es eine Armbrust gab, da gab es auch noch weitere. Armbrüste waren zwar weder klein noch behaart, aber sie gehörten eigentlich auch auf seine Liste. Geduckt eilten sie hinter den blühenden Rosenbüschen im Schatten der Mauer entlang, obwohl Royce nicht wusste, warum sie

sich überhaupt versteckten. Hadrian machte in seiner Wächtermontur ein Getöse wie ein fertig aufgezümmtes Kutschpferd.

Die Provinz Galilin in Melengar war eine ruhige, ländliche Region, in der es kaum Diebe gab, entsprechend ineffektiv waren die Sicherheitsvorkehrungen auf Baron Hemleys Landsitz. Royce hatte auf verschiedenen Erkundungsgängen insgesamt sechs Wächter gezählt, aber in dieser Nacht waren nur drei davon da: ein Posten am Tor, Ralph und der Hund.

»Ralph!«, rief wieder jemand. Die Stimme klang fern, war aber über den Rasen deutlich zu hören.

In der Dunkelheit hinter ihnen hüpfen fünf Laternen auf und ab. Sie bewegten sich willkürlich wie ein orientierungsloser Suchtrupp oder ein Schwarm betrunkenen Glühwürmchen.

»Aaron, weckt alle auf!«

»Lasst Herrn Hippel von der Leine«, rief die Stimme einer Frau empört. »Er findet sie.«

Und über allem war weiter das schrille Gekläff des Rattenhunds zu hören – zweifellos Herr Hippel.

Das Eingangstor war nicht besetzt. Offenbar war der Posten damit beschäftigt, auf Ralphs Schrei hin Hilfe zu holen. Sie passierten es ungehindert. Royce konnte über Hadrians Glück nur staunen. Der Mann war eine wandelnde Hasenpfote. Drei Jahre in Royce' Schule des praktischen Lebens hatte seinem idealistischen Panzer kaum einen Kratzer zufügen können. Wenn Herr Hippel größer und angriffslustiger gewesen wäre, wären sie womöglich nicht so leicht davongekommen. Hadrian war zwar durchaus in der Lage, einen Hund zu töten, aber Royce war sich nicht sicher, ob er es auch getan hätte.

Der Hund hat Junge, Royce! Drei!

Sie tauchten in die Sicherheit des Waldesdickichts ein, in dem sie ihre Pferde gelassen hatten. Hadrians Stute hieß Tän-

zerin. Royce dagegen sah keinen Sinn darin, seinem Pferd einen Namen zu geben. Er verstaute das Tagebuch in einer Satteltasche. »Wie viele Jahre warst du Soldat?«

»In Avryn oder Calis?«

»Wo auch immer.«

»Fünf, aber die letzten beiden waren ... mehr inoffiziell.«

»Fünf Jahre? Du hast fünf Jahre gekämpft? In Schlachten?«

»O ja – in bestialischen Schlachten.«

»Mhm.«

»Du bist sauer, weil ich Ralph nicht getötet habe, ja?«

Royce hielt kurz inne und lauschte. Nichts zu sehen und zu hören, kein Verfolger, kein Licht zwischen den Bäumen, nicht einmal das besessene Kläffen des Rattenhunds. Er schwang das Bein über den Sattel und schob den Fuß in den Steigbügel auf der anderen Seite. »Glaubst du?«

»Ich wollte doch nur ein Mal einen Auftrag ausführen, ohne dass es dabei Tote gibt.« Hadrian zog den Uniformrock aus und ersetzte ihn durch das Wollhemd und das lederne Wams aus seiner Satteltasche.

»Warum?«

Hadrian schüttelte den Kopf. »Egal.«

»Das ist doch albern. Wir haben schon ganz viele Aufträge ausgeführt, ohne dass wir jemanden getötet haben. Aber gut, kein Problem.« Royce nahm die Zügel, die er miteinander verknotet hatte.

»Was? Was hast du zuletzt gesagt?«

»Kein Problem. Alles gut.«

»Gut?« Hadrian hob die Augenbrauen.

Royce nickte. »Hörst du schlecht?«

»Nein, nur ...« Hadrian sah ihn verwirrt an. Dann verfinsterte sein Blick sich. »Du hast vor, später noch mal herzukommen, richtig?«

Der Dieb schwieg.

»Warum?«

Royce wendete sein Pferd. »Ich bin nur gründlich.«

Hadrian stieg ebenfalls auf. »Du bist ein solcher Sturkopf. Es gibt dafür doch überhaupt keinen Grund. Ralph wird nie eine Bedrohung für uns sein.«

Royce zuckte mit den Schultern. »Das weißt du nicht. Weißt du überhaupt, was *gründlich* bedeutet?«

Hadrian runzelte die Stirn. »Und weißt du, was ein *Sturkopf* ist? Du brauchst Ralph doch nicht zu töten.«

Da war das Wort wieder – brauchen.

»Lass uns das später besprechen. Ich töte ihn nicht mehr heute Nacht.«

»Wie du meinst«, brummte Hadrian verärgert. Sie verließen das Dickicht und kehrten zu dem Weg zurück, der zur Straße führte.

Nebeneinander ritten sie durch das offene Gelände. Es begann zu regnen, noch bevor sie die Straße des Königs erreichten. Die Sonne war inzwischen aufgegangen, was sich allerdings aufgrund der Wolken, die kohlschwarz über ihnen hingen, kaum bemerkbar machte. Zum Glück schwieg Hadrian. In einer Schenke begann er sofort ein Gespräch, egal, ob er jemanden kannte oder nicht. Er unterhielt sich mit Fremden genauso ungezwungen wie mit alten Freunden. Er klopfte ihnen auf den Rücken, gab eine Runde Getränke aus und hörte geduldig so spannenden Geschichten zu wie der von der Ziege, die wiederholt in den Nachbargarten eingedrungen war.

Wenn sie nur zu zweit unterwegs waren, gab er Kommentare zu Bäumen, Kühen, Hügeln und Wolken ab, zum Wetter, das heiß war oder kalt, und zum Zustand aller möglichen Dinge von seinen Stiefeln, die neue Sohlen benötigten, bis zu seinem Kurzschwert, dessen Griff eine neue Umwicklung brauchte. Nichts war so unbedeutend, dass es keine Bemerkung wert war.

kung verdiente. Dass es zu viele Hummeln gab oder zu wenige, konnte Hadrian zu einem zwanzigminütigen Vortrag inspirieren. Royce sagte dann nichts – er wollte seinen Partner nicht auch noch ermutigen –, aber Hadrian redete weiter über seine Bienen, die Blumen und den Morast der Straße, ein weiteres Lieblingsthema seiner Selbstgespräche.

So unermüdlich er sonst vor sich hin brabbelte, Regen brachte ihn immer zum Schweigen. Vielleicht bekam er davon schlechte Laune, oder er konnte seine Stimme im Prasseln der Tropfen nicht mehr hören. Was auch immer der Grund war, bei Regen schwieg er, und deshalb mochte Royce solche Tage. Das Glück war ihm während fast des ganzen Heimwegs hold. Melengar erlebte das feuchteste Frühjahr seit Jahren.

Ab und zu blickte Royce zu Hadrian hinüber. Hadrian hielt den Kopf gesenkt, und seine Kapuze hing ihm – schwer vom Wasser – in die Stirn.

»Warum redest du eigentlich nie, wenn es regnet?«, fragte Royce schließlich.

Hadrian schob den Daumen unter den vorderen Rand seiner Kapuze und hob sie an, um hinauszusehen. »Wie bitte?«

»Du redest sonst die ganze Zeit, aber nicht, wenn es regnet – warum nicht?«

Hadrian zuckte mit den Schultern. »Wusste nicht, dass es dich stört.«

»Tut es auch nicht. Mich stört, wenn du ununterbrochen quasselst.«

Hadrian sah zu ihm hinüber, und im Schatten seiner tropfenden Kapuze erschien ein Lächeln. »Du magst es doch, wenn ich rede.«

»Gerade habe ich gesagt ...«

»Schon, aber das hättest du nicht, wenn dir mein Schweigen recht wäre.«

»Glaub mir, es ist mir recht.«

»Mhm.«

»Was soll das heißen?«

Hadrians Lächeln verbreiterte sich zu einem Grinsen. »Wir sind jetzt schon seit Monaten unterwegs, in denen ich lange Selbstgespräche geführt habe. Du hast nie etwas gesagt, obwohl einige richtig gut waren. Du hast keinen Ton von dir gegeben, aber jetzt, wo ich aufgehört habe – sieh einer an ... quasselst du ununterbrochen.«

»Eine einzige Frage zu stellen ist nicht *ununterbrochen quasseln*.«

»Aber du zeigst Interesse. Wahnsinn!«

Royce schüttelte den Kopf. »Ich dachte nur, dass mit dir vielleicht was nicht stimmt – was ja offenbar der Fall ist.«

Hadrian behielt sein übertrieben selbstzufriedenes Grinsen bei, als hätte er in einem imaginären Wettkampf gepunktet. Royce zog sich die Kapuze tiefer über die Augen, damit er ihn nicht zu sehen brauchte.

Die Pferde trotteten durch Morast und gelegentlichen Schotter und schüttelten das Wasser von ihren Köpfen, sodass das Zaumzeug klirrte.

»Regnet ganz schön heftig, was?«, sagte Hadrian.

»Ach, sei doch still.«

»Die Bäuerin in Olmsted meinte, es sei der nasseste Frühling seit zehn Jahren.«

»Ich schneide dir die Kehle durch, wenn du schläfst, wirklich.«

»Sie hat die Suppe in Tassen serviert, weil ihr Mann und Jacob, also ihr Schwager, der tagsüber schläft und nachts trinkt, ihre guten Tonschalen kaputt gemacht haben.«

Royce trat sein Pferd in die Flanken und trabte voraus.

Royce und Hadrian waren in die Schiefe Straße in der Unterstadt von Medford zurückgekehrt. Das Frühjahr war fast

vorbei. In anderen Gegenden der Welt ging die Baumblüte zu Ende, und die rosafarbenen Blüten wichen grünem Laub. Warme Winde bliesen erdige Gerüche über das Land, während die Bauern sich beeilten, die Saat auszubringen. In der Schiefen Straße dagegen regnete es seit vier Tagen ununterbrochen, und die Senke am Ende der Straße hatte sich wieder in einen trüben Teich verwandelt. Der offene Abwasserkanal, der hinter den Häusern verlief, war wie immer bei solchem Wetter randvoll und ergoss sich, nach menschlichen und tierischen Fäkalien stinkend, unter zwei euphemistisch »Brücke« genannten Planken hindurch in den wachsenden Teich.

Es regnete immer noch, als Royce, Gwen und Hadrian auf der aus Brettern gezimmerten Veranda des MEDFORDHAUSES standen und über den Tümpel hinweg das neue Schild der Schenke auf der anderen Straßenseite betrachteten. An einem schmiedeeisernen Winkel hing eine schön lackierte Holztafel mit einer leuchtend roten Blüte an einem gebogenen Stängel, an dem ein einzelner spitzer Dorn saß. Um die Blume rankten sich in schwungvollen Buchstaben die Worte ZUR DORNIGEN ROSE.

Das Schild wirkte an dem heruntergekommenen Gebäude mit seinem Satteldach aus nicht zusammenpassenden Schindeln und dem verwitterten Fachwerk merkwürdig fehl am Platz. Doch bei aller Baufälligkeit sah die Schenke schon deutlich besser aus. Noch vor einem Jahr hätten die des Lesens und Schreibens unkundigen Gäste des FRATZENKOPFS kein Schild gebraucht, um zu wissen, um was für ein Etablissement es sich handelte. Schmutzstarrende Fenster und Mauern, an denen der Mist klebte, sprachen eine deutliche Sprache. Doch Gwen hatte Fenster und Wände seit ihrer Übernahme geputzt. Die eigentlichen Verbesserungen aber hatten innen stattgefunden. Das neue Schild war nur der erste, von außen sichtbare Anfang.

»Schön!«, sagte Hadrian.

»Bei Sonne sieht es noch besser aus.« Gwen verschränkte kritisch die Arme. »Die Blüte ist wirklich perfekt gelungen. Emma hat sie vorgezeichnet, Dixon hat beim Malen geholfen. Ich glaube, sie hätte Rose gefallen.« Sie blickte zu den dunklen Wolken auf. »Ich hoffe, sie sieht das von dort oben – wie ihre Rose über Grues alter Tür hängt.«

»Bestimmt«, sagte Royce.

Hadrian starrte ihn an.

»Was?«, sagte Royce scharf.

»Seit wann glaubst du an ein Leben nach dem Tod?«

»Glaube ich nicht.«

»Warum hast du dann eben gesagt ...?«

Royce schlug mit der Hand auf das Verandageländer, dass das Regenwasser auf dem Balken spritzte. »Siehst du?«, sagte er anklagend zu Gwen. »Das muss ich die ganze Zeit aushalten. Immer hat er etwas zu meckern. *Warum lächelst du nie?*, fragt er. *Warum hast du dem Kind nicht zurückgewinkt? Hätte es dich umgebracht, zu der alten Frau nett zu sein? Warum sagst du nie ein freundliches Wort?* Und jetzt, wenn ich mal freundlich sein will, was ist die Reaktion?« Er streckte die Hände zu Hadrian aus, als wollte er ihn Gwen zum ersten Mal vorstellen.

Hadrian starrte ihn weiter an, aber jetzt mit geschürzten Lippen, als wollte er sagen: *Ist das dein Ernst?* Stattdessen sagte er: »Du bist ja nur nett, weil sie hier ist.«

»Ich?«, fragte Gwen und blickte zwischen den beiden hin und her, die Unschuld in Person. »Was habe ich damit zu tun?«

Hadrian verdrehte die Augen und lachte schallend. »Ihr seid mir ein Paar! Immer wenn ihr zusammen seid, kommt ihr mir vor wie zwei Fremde – nein, nicht Fremde, Personen, die das Gegenteil von euch sind. Royce verwandelt sich in einen Kavalier, und du tust so, als hättest du keine Ahnung von Männern.«

Royce und Gwen sahen ihn mit abwehrend verständnislosen Blicken an.

Hadrian lachte leise. »Na gut, dann geht der heutige Tag eben als Tag der Gegenteile in die Geschichte ein. Und in diesem Sinn überquere ich jetzt das Meer der Düfte und nehme im Palast der köstlichen Speisen und sauberen Betten ein Getränk zu mir.«

»He!«, protestierte Gwen und stützte empört die Hände in die Hüften.

»Genau!«, fiel Royce ein. »Wer ist hier unhöflich?«

»Hört doch auf. Ihr macht mir Angst.« Hadrian ging und ließ sie allein.

»Ich habe dich vermisst«, sagte Gwen, nachdem Hadrian in der Schenke verschwunden war, den Blick auf die riesige Pfütze gerichtet, die der Regen scheinbar zum Kochen brachte.

»Es waren doch nur ein paar Tage.«

»Ich weiß, aber ich habe dich trotzdem vermisst. Wie immer. Manchmal habe ich Angst, dass etwas Schlimmes passieren könnte.«

»Angst?«

Sie zuckte mit den Schultern. »Du könntest getötet oder gefangen genommen werden oder vielleicht eine schöne Frau kennenlernen und nicht mehr zurückkommen.«

»Wie kann dir das Angst machen? Du kennst doch die Zukunft.« Royce lachte. »Hadrian sagte, du hättest ihm einmal aus der Hand gelesen.«

Gwen lachte nicht. »Ich habe schon aus vielen Hände gelesen.« Sie blickte zu dem Schild mit der einzelnen Rosenblüte hinüber, und ihr Gesicht wurde traurig.

Royce hätte sich ohrfeigen können. »Entschuldige, ich ... so habe ich das nicht ...«

»Ist schon recht.«

Aber so fühlte es sich gar nicht an. Royce spannte die Mus-

keln und ballte die Hände zu Fäusten. Er war froh, dass Gwen ihn nicht ansah. Sie hatte so eine Art, seinen Abwehrpanzer zu durchschauen. Für alle anderen war er wie eine zwanzig Meter hohe, massive Mauer mit rasiermesserscharfen Stacheln oben drauf und unten einem tiefen Graben. Für Gwen dagegen war er ein offenes Fenster, das sich nicht mehr schließen ließ.

»Ich habe trotzdem Angst«, sagte sie. »Du bist schließlich kein Schuster oder Maurer.«

»Du brauchst keine Angst zu haben. Ich tue gerade nichts, weswegen man Angst haben müsste. Hadrian erlaubt das gar nicht. Ich begnüge mich damit, Dinge zurückzuholen, die verloren gegangen sind, oder in Fehden zu vermitteln – wusstest du, dass wir einem Bauern geholfen haben, sein Feld zu pflügen?«

»Albert hat euch Feldarbeit vermittelt?«

»Nein, Hadrian. Der Bauer war krank geworden und seine Frau deshalb verzweifelt. Sie hatten Schulden.«

»Und *du* hast ein Feld gepflügt?«

Royce grinste ein wenig verlegen.

»Also hat Hadrian gepflügt, und du hast zugesehen.«

»Ich sage dir, was der alles für Sachen macht.« Royce seufzte. »Manchmal verstehe ich ihn wirklich nicht.«

Gwen lächelte. Vermutlich stand sie auf Hadrians Seite, wie die meisten Menschen. Gute Taten lobten alle – zumindest nach außen hin –, und in Gwens Blick lag Nachsicht, als wollte sie das nur aus Höflichkeit nicht sagen. Aber egal, sie lächelte, und in diesem Moment regnete es nicht mehr. Stattdessen schien die Sonne, und er war nie ein Mörder und sie nie eine Prostituierte gewesen.

Er streckte die Hände aus, hätte sie am liebsten berührt und in die Arme genommen und dieses Lächeln geküsst, damit es nicht gleich wieder verging und nur als verglimmender Funke in Erinnerung blieb. Doch dann hielt er inne.

Gwen blickte auf seine Hände und anschließend sein Gesicht. »Was ist?«

Klingt sie enttäuscht?

»Wir sind nicht allein«, sagte er und wies mit einem Nicken über die Straße. Im Schatten neben der Küchentür machten sich drei zerlumpfte Gestalten zu schaffen. »Du musst mit deinem Wirt sprechen. Dixon lässt Essensreste draußen stehen, und das zieht Fliegen an.«

Gwen sah hinüber. »Fliegen?«

»Elben. Sie durchwühlen deinen Abfall.«

Gwen kniff die Augen zusammen. »Oh, die habe ich gar nicht gesehen.« Sie machte eine Handbewegung. »Das ist in Ordnung. Ich habe Dixon gesagt, er solle ihnen die Essensreste geben. Hoffentlich wirft er sie nicht einfach nur in den Dreck. Ich sollte ein Fass rausstellen oder einen Tisch.«

Royce beobachtete die Kreaturen mit einem Stirnrunzeln. Die zerrissenen Lumpen, die an ihren Gliedern hingen, hatten mit Kleidern kaum noch etwas gemein. Vom Regen durchnässt, sahen die Elben aus wie in Haut gewickelte Skelette. Ihnen zu essen zu geben war ein Beispiel dafür, dass Nächstenliebe grausam sein konnte. Gwen machte ihnen falsche Hoffnungen. Besser ließ man sie sterben – besser für sie und besser für alle.

Er sah Gwen an. »Dir ist schon klar, dass sie wiederkommen werden. Die wirst du nie mehr los.«

Gwen stieß ihn in die Seite und zeigte die Schiefe Straße entlang. »Da kommt Albert.«

Zu Fuß und hinter einem dichten Regenschleier nur verschwommen zu erkennen näherte sich Albert Winslow mit sichtlicher Abscheu dem gefürchteten Teich. Der neue randlose Hut des Vicomte lag mit Wasser vollgesogen platt auf seinem Kopf und war an einer Seite über die Schläfe gerutscht. Der Mantel klebte ihm am Körper. Stirnrunzelnd betrachtete

er die Brühe und blickte zu beiden hinüber. »Wenn das jetzt immer so ist«, rief er, »könnt Ihr dann nicht eine Brücke bauen lassen, die zu Eurer Festung führt, Gwen?«

»Ich darf leider nicht über die Straße bestimmen«, rief sie zurück. »Oder über Brücken. Damit müsst Ihr Euch an den König wenden oder zumindest an die Kaufmannschaft der Unterstadt.«

Albert blickte noch einmal auf das brodelnde Wasser, dann watete er mit einer Grimasse hinein. »Ich will ein Pferd!«, rief er zu den Wolken hinauf. Das Wasser reichte ihm bis zur Mitte der Waden. »Ich bin ein Vicomte, bei Maribor! Ich sollte nicht durch Abwasser waten müssen, wenn ich zu Euch will.«

»Drei Pferde können wir uns nicht leisten«, erwiderte Royce. »Es reicht schon kaum für zwei.«

»Jetzt schon.« Albert öffnete seinen Mantel, und eine Geldbörse wurde sichtbar. Er schüttelte sie. »Wir wurden bezahlt.«

Sechs glänzende Goldmünzen, geprägt mit dem Falken von Melengar, und zwanzig Silbermünzen mit demselben Bild lagen auf dem Tisch im Dunkelzimmer. Der einzige fensterlose Raum des Wirtshauses hatte früher als Vorratskammer gedient. Gwen hatte ihn zum Hauptquartier von Riyria umgebaut, dem Unternehmen, in dem Royce und Hadrian ihre Dienste als Diebe und mehr anboten. Hinzugekommen waren ein Kamin für die Beheizung und Beleuchtung und der Tisch, auf dem Albert die Börse ausgeleert hatte.

Royce stellte eine Kerze daneben. Jedes Königreich und jeder Stadtstaat prägte seine eigenen Münzen, aber der Taler galt überall und musste ein bestimmtes Gewicht haben – entsprechend dem durchschnittlichen Ei eines Rotkehlchens. Ein Silbertaler war genauso schwer wie einer aus Gold, dafür aber größer und dicker, um das geringere Gewicht des Silbers aus-

zugleichen. Diese Anforderungen wurden überwiegend eingehalten, und das schien auch für die Münzen zu gelten, die vor ihnen lagen.

»Ihr habt übrigens nichts zu befürchten.« Albert stand am Feuer und nahm seinen durchweichten Hut ab. »Frau von Martel weiß entweder nicht, dass ihr Tagebuch gestohlen wurde, oder es ist ihr so peinlich, dass sie es verschweigt. Ich tippe auf Letzteres.«

Er begann, seinen Hut auf den Boden auszuwringen.

»Nein, nein, nein!«, rief Gwen aufgeregt. »Hier – gebt ihn mir. Und zieht Eure restlichen Sachen aus. Sie müssen gewaschen werden. Dixon, holst du bitte eine Decke?«

Albert sah Gwen, die mit ausgestreckten Händen wartend vor ihm stand, mit erhobenen Augenbrauen an. Dann blickte er fragend zu Royce und Hadrian hinüber. Sie sagten beide kein Wort, sondern grinsten nur.

»Albert, glaubt Ihr wirklich, Ihr habt etwas, das ich noch nicht gesehen habe?«, fragte Gwen.

Albert runzelte die Stirn, wischte sich die nassen Haare aus dem Gesicht und begann, sein Wams aufzuhaken. »Jedenfalls lässt Baron Hemley Euch nicht suchen. Laut unserer Auftraggeberin Gräfin Constantine hat Frau von Martel nur ausgesagt, sie hätte sich mitten in der Nacht erschreckt, allerdings aus nichtigem Anlass.«

»Nichtigem Anlass?«, wiederholte Royce.

»Ralph und Herr Hippel wären wahrscheinlich anderer Meinung«, sagte Hadrian.

»Von was für einem Anlass hat sie denn gesprochen?«, fragte Royce.

Albert schlüpfte aus dem tropfenden Brokatstoff und gab ihn Gwen. Dixon kehrte mit einer Decke zurück, und sie tauschten beides aus. »Kannst du das bitte Emma bringen und sie fragen, was sie tun kann?«

»Sie soll bitte vorsichtig sein«, sagte Albert. »Der Stoff kostet ein Vermögen.«

»Wissen wir doch«, warf Royce ein.

»Emma hat Erfahrung mit Brokat«, versicherte Gwen, während Dixon ging. »Jetzt gebt mir Strümpfe und Kniehose.«

»Kann ich einen Stuhl haben?«

»Zuerst die Hose.«

»Vor was hat sich Frau von Martel denn so erschreckt?«, fragte Royce noch einmal.

»Ach ...« Albert lachte leise, während er seine langen Strümpfe abrollte. »Sie meinte, ein Waschbär sei durch das Fenster in ihr Schlafzimmer eingedrungen, und deshalb habe ihr Hund angefangen zu bellen. Auf den Lärm hin sei ein Wächter herbeigeeilt und im Dunkeln mit dem Kopf gegen den Ast einer Pappel geknallt. Er habe geglaubt, er würde angegriffen, und deshalb um Hilfe gerufen.«

»Nur *geglaubt?*«, fragte Royce.

»Der Wächter stellte es so dar, als seien zwei Männer eingebrochen und hätten gedroht, ihn zu töten. Frau von Martel meinte, er leide unter Wahnvorstellungen.«

Royce setzte sich ans Feuer und klopfte mit den Fingerspitzen aneinander. Er fragte sich, was wohl in dem Tagebuch stand, wenn Frau von Martel so unbedingt Ermittlungen vermeiden wollte.

Hadrian lachte nur.

»Was?«, fragte Albert und reichte Gwen seinen zweiten Strumpf, die ihn mit gerümpfter Nase entgegennahm.

»Frau von Martel hat Ralph das Leben gerettet«, sagte Hadrian.

»Wirklich? Wer ist Ralph?«

»Der Wächter mit den Wahnvorstellungen. Royce wartet nur darauf, dass der Regen aufhört, dann will er ihm noch mal einen Besuch abstatten.«

Albert klatschte in die Hände. »Also haben wir heute alle was zu feiern.«

Gwen sah ihn finster an. »Erst wenn Ihr die Hose ausgezogen habt.«

»Seid Ihr bei allen Euren Kunden so hartnäckig?«, fragte Albert.

»Ihr seid kein Kunde, Albert.«

»Nein ... ich bin ein Vicomte.«

Eine kurze Pause entstand, dann mussten alle lachen. »Also gut, bitte sehr, meine Hose! Nehmt sie. Wozu brauche ich noch eine? Meine Würde habe ich sowieso schon eingebüßt.«

»Wer braucht Würde, wenn er Geld hat?« Royce warf ihm einen Stapel Silbermünzen zu, auf denen ein Goldtaler lag.

Albert, der nackt am Feuer stand, fing sie geschickt wie ein Jongleur auf und betrachtete sie mit einem zufriedenen Lächeln. »Jetzt bin ich wieder ein richtiger Adliger!«

»Wickelt Euch die um die Hüften.« Gwen gab ihm die Decke. »Für heute haben wir von Eurem Adel genug gesehen.«

Sie nahm seine restlichen Kleider und ging.

Albert wickelte sich in die weiche Wolle und setzte sich auf einen Stuhl so nah am Feuer, wie es ging, ohne dass er selbst Feuer fing. Er rieb die Münzen zwischen den Fingern. »Münzen aus Silber und Gold sind etwas so Schönes. Ein Jammer, dass man sie ausgeben muss.«

»Und lange reichen werden sie nicht.« Royce seufzte und sah Albert an. »Es wird eng, wenn wir nur so wenige und schlecht bezahlte Aufträge haben. Wir brauchen etwas Lukratives.«

»Ich habe tatsächlich noch einen Auftrag, mit dem es gleich losgehen könnte. Bezahlt werden – aufgepasst – zwanzig Goldtaler plus Spesen. Was gut ist, weil dazu eine weite Reise in den Süden von Maranon nötig ist.«

Royce und Hadrian hatten sich aufgesetzt.

»Das ging aber schnell«, sagte Hadrian. »Sonst dauert das bei Euch länger.«

»Stimmt, aber der ist uns in den Schoß gefallen.« Ein Wassertropfen lief Albert über das Gesicht, und er rubbelte seine nassen Haare mit einem Zipfel der Decke. »Klingt auch unglaublich leicht.«

»Das könnt Ihr nicht beurteilen, Albert«, sagte Royce.

»Doch, diesmal wirklich. Ihr braucht im Grunde gar nichts zu tun.«

Royce beugte sich vor und betrachtete ihn forschend. »Wer zahlt zwanzig Goldtaler für nichts? Was ist das für ein Auftrag?«

»Jemand scheint die Comtesse Nysa Dulgath umbringen zu wollen.«

»Wir sind keine Leibwächter, die man mieten kann.«

»Nein, Leibwächter hat sie schon. Nysa Dulgath ist eine Gräfin und wird, sobald sie König Vincent den Treueid geschworen hat, über eine kleine Provinz in der südwestlichen Ecke von Maranon herrschen. Ihr Vater, Graf Beadle Dulgath, ist offenbar jüngst verstorben, und sie ist sein einziges Kind.«

»Wurde er ermordet?«, fragte Royce.

»Nein. Es lag am Alter. Er war schon steinalt, fast sechzig. Aber jemand hat es auf seine Tochter abgesehen. Nach dem, was man mir gesagt hat, gab es allein im letzten Monat drei Anschläge auf ihr Leben. Alle sind gescheitert, jetzt soll ein Profi es richten. Und da kommt Ihr ins Spiel.« Albert sah Royce an.

»Ich würde den Mord an einer Gräfin nicht *nichts* nennen. Außerdem wisst Ihr, wie sehr *er* sich über solche Aufträge aufregt.« Royce zeigte auf Hadrian.

Albert machte eine wegwerfende Handbewegung. »Nein, Ihr missversteht mich. Ihr sollt sie gar nicht töten. Dafür gibt es den Gerüchten zufolge schon jemand anderen.«

Royce schüttelte den Kopf. »Wenn sie nicht eine billige Lösung gewählt haben, haben sie einen Eimermann des Schwarzen Diamanten beauftragt. Aber der Diamant und ich haben die Abmachung, dass wir uns nicht gegenseitig in unsere Geschäfte einmischen.«

»Ich weiß«, sagte Albert. »Aber Ihr sollt ja gar nicht den Mörder fangen. Ihr sollt die Situation einschätzen und den Chef der dortigen Polizei Knox informieren, wie Ihr einen Mord an Comtesse Dulgath planen würdet, damit er entsprechende Gegenmaßnahmen ergreifen kann.«

»Warum ich?«

Albert lächelte. »Ich habe erwähnt, dass Ihr früher für den Schwarzen Diamanten gemordet habt.«

Royce sah ihn wütend an.

»Niemanden in Maranon kümmert es, was Ihr anderswo getan habt. Wir sprechen hier von Adligen. Für sie ist Moral etwas Flexibles. Und sie freuen sich auf jemand mit Erfahrung.«

»Klingt ...« Hadrian suchte nach einem passenden Wort.

»Verdächtig«, ergänzte Royce.

»Ich dachte an *merkwürdig*, aber ja. Es ist seltsam. Will wem möglich der Polizeichef selbst den Tod der Gräfin?«

»Unwahrscheinlich. Könnte sogar sein, dass er gar nichts davon weiß. Denn nicht er hat uns engagiert. Und ich glaube nicht, dass unser Kunde sonst Staatsoberhäupter ermordet.«

»Wer hat uns denn engagiert?«

Albert zögerte einen Moment. »Die Nyphronkirche.«